

KULTUR IN KÜRZE

Shilpa Gupta bekommt Lübecker Kunstpreis

Lübeck. Die indische Künstlerin Shilpa Gupta erhält den Possehl-Preis für Internationale Kunst 2025. Die Auszeichnung ist dotiert mit 25 000 Euro und einer Ausstellung in Lübeck, die Ende September startet, so teilte die Possehl-Stiftung mit. Für Shilpa Gupta ist es die erste Einzelausstellung in Deutschland. Die Jury würdigte die Künstlerin, die in Mumbai lebt, für sensible und oft politische Arbeiten sowie das große Spektrum an Medien im Gesamtwerk. Sie verhandelt wichtige gesellschaftliche Fragen wie Zensur, Religion und Menschenrechte in ihren Soundarbeiten, Videos, Zeichnungen, Skulpturen, Installationen und Performances. epd

Städel zeigt Porträts von Rineke Dijkstra

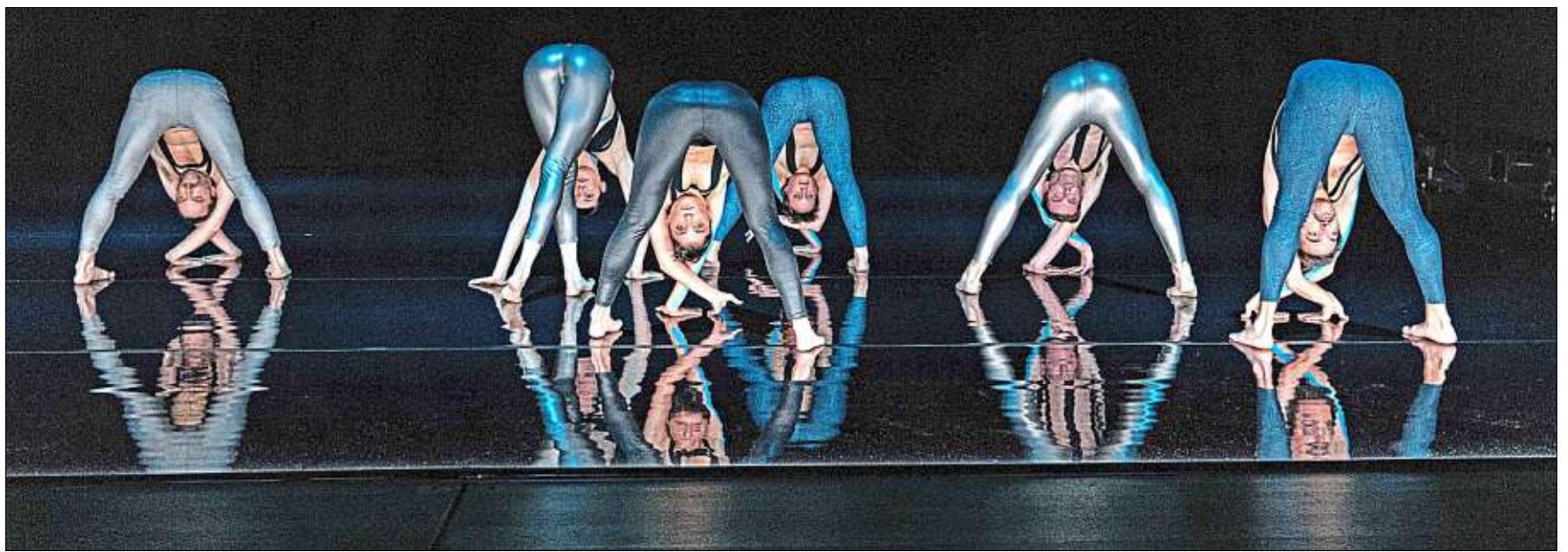
Frankfurt/Main. Das Städel-Museum zeigt Porträtfotos von Menschen an verschiedenen Stränden der Welt. Die Schau „Rineke Dijkstra: Beach Portraits“ stellt ab 13. Dezember 27 Werke der niederländischen Fotografin vor, davon 23 aus der Serie „Beach Portraits“. Die überwiegend in den 1990ern fotografierten Porträts junger Menschen an Stränden machen deren Unsicherheit, Neugier und Suche nach der eigenen Identität transparent. „In ihren Arbeiten gelingt es Rineke Dijkstra, sich dem Wesen des Menschen auf einfühlsame Weise anzunähern“, erläuterte Kuratorin Maja Lisewski. epd

In Chemnitz öffnet Haus für Expressionismus

Chemnitz. In Chemnitz entsteht bis Frühjahr 2025 mit dem Karl Schmidt-Rottluff Haus ein neues Museum des Expressionismus. Die Sanierung des früheren Elternhauses des Grafikers und Malers ist nahezu fertig, teilten die Kunstsammlungen mit. Schmidt-Rottluff (1884-1976) gilt als einer der wichtigsten Vertreter des Expressionismus; 1905 war er Mitbegründer der Künstlergruppe „Brücke“. Sein Geburtsort Rottluff bei Chemnitz wurde Teil seines Namens. Chemnitz ließ das Haus für das Kulturhauptstadtjahr 2025 sanieren. Auch die benachbarte Mühle, in der der Maler seine Kindheit verbrachte, ist Teil des Projekts. epd



Florence Thurmes, neue Direktorin der Kunstsammlungen, vor einem Selbstporträt Schmidt-Rottluffs: Sein Elternhaus wird Museum. Foto: Schmidt, dpa



CocoonDance fordert unsere Sehgewohnheiten heraus. Befremdliche Bewegungen lassen die Tanzenden wie Aliens wirken.

Foto: Hubert Lankes

Wo die Konventionen Kopf stehen

50 Minuten im Vierfüßlerstand: CocoonDance verblüfft in Regensburg mit Höchstleistung

Von Katharina Kellner

Regensburg. Was für seltsame Wesen: Mit raubtierhafter Eleganz streifen sie umher, auf der schweißnassen Haut zeichnet sich das Spiel der Muskeln ab. Ihre glänzenden Leggings, blaue und schwarze Tape-Streifen am Oberkörper, erinnern an Schlangenhaut. Sie bewegen sich lautlos, mal rasend schnell, mal wie in Zeitlupe.

CocoonDance ist wieder in Regensburg. Im vergangenen Jahr verblüffte die Company, ebenfalls im Theater an der Uni, mit einer Art umgekehrtem Krebsgang: Ein ganzer Abend in der Horizontalen. Die Choreografien lassen eine Handschrift erkennen: Sie fragen nach dem „ungedachten Körper“, so nennt es Choreografin Rafaële Giovanola. Mit ihren Tänzerinnen und Tänzern erarbeitet sie Bewegungsabläufe, die man so noch nicht gesehen hat – weil sie eigentlich nicht existieren.

„Standard“ heißt die neue Choreografie, die sich mit dem Gesellschaftstanz auseinandersetzt. Standard ist dieser Abend keinen Moment lang – von Anfang an: Die sechs Tän-

zer beginnen ihn nicht mit einem Auftritt. Sie stehen schon da, als das Publikum seine Plätze sucht: Ihre eindringlichen wortlosen Blicke lassen die Gespräche verstummen. Mit langsamen Bewegungen legen sie los zu einem Sound, als würden Perlen auf eine harte Oberfläche fallen. Mit schlängelnden Bewegungen, unterbrochen durch abruptes Zucken, tasten sich die Tanzenden, ähnlich einem vielköpfigen Reptil, in den schwarzen Bühnenraum vor.

Tanzen mit dem Po nach oben

Das Zucken wird schneller, die Köpfe sausen umher, scheinen sich noch in der Bewegung auszutarieren. Dann sinken die Oberkörper nieder. Das Licht schwindet zum Glimmen, die Tänzer sind nur noch schemenhaft zu erkennen. Eine neue Dimension tut sich da auf: Der spiegelnde Boden verfremdet die Körper zu abstrakten Skulpturen. Für die nächsten 50 Minuten bleiben die Tanzenden im Vierfüßlerstand. Diese körperliche Höchstleistung lässt einen staunen. Wie in Trance streichen sie mit den

Händen den Boden entlang, wandern auf allen Vieren umher. Mal fühlt sich an die graziolen Beine von Giraffen erinnert, an eine Herde Elefanten, die über eine flirrende Savanne wankt. Die Tanzenden gehen in die Knie, lassen ihre Hinterteile nach oben schnalzen, bewegen sich – scheinbar anstrengungslos – auf diese Weise nach links und rechts. Als Zuschauer gerät man sofort in den Sog dieser Darbietung: Jeder Tänzer bewegt sich scheinbar selbstbestimmt, permanent ändert sich das Bild. Zugleich sind alle perfekt aufei-

einander abgestimmt und stets im Rhythmus des sich wandelnden Klangteppichs: Da wabern metallische Töne, dann ein dumpfes Stampfen. Ein Rasseln, ein Trommeln. Blubbergeräusch wird abgelöst von intensivem Kratzen.

Paartanz, Kampf, Utopie?

Die Köpfe immer nah am Boden, zitieren die Tanzenden Gesellschaftstänze: Die elastischen Bewegungen des Tango, der Schritt eines Walzers sind für einen Moment zu sehen. Mit den Händen vollziehen sie die Bewegungen des Spitzentanzes nach. Auch an die Yogafigur „Herabschauender Hund“ fühlt man sich erinnert. CocoonDance dekonstruiert die Konventionen der Gesellschaftstänze: Seit Jahrhunderten übersetzen diese erotische Anziehung in Disziplin und Anstand. Bei CocoonDance strecken die Tänzer konsequent die Pos nach oben, wirken geschlechtslos, der menschlichen Spezies nicht zugehörig.

Auch den Paartanz zerlegen sie konsequent: Von der überwiegend binär ausgerichteten Weltordnung, die wir kennen,

bleibt hier nicht viel übrig. Die Tanzenden bilden permanent neue Konstellationen: Erst vereinzelt, finden sie sich zum Paar, um sich gleich zu Dritt zusammenzutun, wieder abzulösen und zur Gruppe zu vereinen, die zum Großkörper verschmilzt. Das stärkste Bild steht am Schluss: Die Tanzenden legen in gebeugter Haltung einander den Kopf auf die Schulter und schieben sich hin und her. Betrunkener Paartanz? Oder die Utopie einer anderen Gesellschaft?

Der Applaus ist enthusiastisch und will nicht enden. Es gibt wohl niemanden im Raum, den dieses intensive, minimalistische und hypnotisierende Gesamtkunstwerk aus neuen Bewegungsformen, extremer Körperbeherrschung, Licht und Sound nicht gepackt hat – ein glänzender Schlusspunkt dieser Tanztage. Hans Krottenthaler, Geschäftsführer der Alten Mälze, gibt das Kompliment zurück: „Wir haben ein wunderbares Publikum – offen, neugierig, begeisterungsfähig und richtig kundig. Das gibt uns die Möglichkeit, Neues und auch Gewagtes zu zeigen.“

Rafaële Giovanola

Vita: Die Schweizer Choreografin gründete zusammen mit dem Dramaturgen Rainald Endraß das Ensemble CocoonDance.

Werk: Mit CocoonDance produzierte sie rund 50 abendfüllende Produktionen, die auf fünf Kontinenten gastierten. Für ihre Choreografien wurde sie mehrfach ausgezeichnet.

Für Opernfreunde ein Muss: „Eugen Onegin“ in Nürnberg

Von Sabine Künzel

Nürnberg. Alexander Sergejewitsch Puschkin traut seinen Augen nicht: Im Nürnberger Opernhaus wird seine Geschichte aufgeführt und dabei auch noch gesungen. Der Autor ist in der Inszenierung von Tschairowskis Oper „Eugen Onegin“ die ganze Zeit live dabei. Er tanzt vor Begeisterung, als Tatjana ihren Brief schreibt, und ist entsetzt, was er mit dieser Geschichte, mit Lenskys Tod, geschaffen hat. Der Ausgang einer Geschichte liegt bei den Handelnden selbst. Wir sind selbst Autoren.

Die Inszenierung von Armin Petras ist großes Kino. In der ersten Hälfte ist man in einer



Hervorragendes Ensemble: Samuel Hasselhorn und Ilija Pandreou in der Oper „Eugen Onegin“ Foto: Stoess

ländlichen Idylle des 19. Jahrhunderts. Tatjana ist schwärmerischer, überspannter Teenager, Eugen Onegin zu arrogant für die Liebe. Er nimmt verspottet das Leiden und Leben anderer. Er bekommt die Quit-

tung: er tötet seinen Freund. – Licht und Farben erzählen die Geschichte. Heiter im Anfang, mit Leichtigkeit und Grazie, vor dem Duell wird ein weißes (Leichen-)Tuch über die Bühne gezogen. Auf die Arie „Kuda, kuda, vi udalilis“ hat das Publikum gewartet, sie ist ein Gasenhauer. Sergei Nikolaev interpretiert sie lyrisch, getragen, wunderbar weich – eine Sternstunde. Überhaupt ist die Besetzung exzellent. Der Cast des Opernhauses, hier mit Nikolaev, Samuel Hasselhorn und Taras Konoschenko und weiterer ist stets eine Freude. Konoschenkos Auftritt als Fürst Gremin am Ende ist kurz, doch reiht er sich nahtlos in die vielen Höhepunkte der Oper

ein. Samuel Hasselhorn ist die Rolle des Eugen Onegin auf den Leib geschrieben. Neben seiner wunderbaren sängerischen Leistung zeigt er ungeheure Präsenz.

Als Eugen Onegin Jahre später, gescheitert und dadurch geläutert, Tatjana wieder sieht – in Sankt Petersburg der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – ist sie eine andere. Hart, verheiratet, ein Partygirl. So wie ihm der Spaß früher wichtiger war, ist es ihr jetzt ihre finanzielle Sicherheit. Dunkel, klare Konturen, das Licht ist grell. Doch über allem strahlt Tetiana Miyus als Tatjana. Sie meistert ihre schwierige Rolle stimmlich mit Bravour, wechselt die Klangfarbe, ist nie me-

tallisch – einfach großartig.

Das Orchester unter Leitung von Jan Croonenbroeck steht der Leistung der Sänger in nichts nach, spielt Tschairowsky pur.

Wer Oper liebt, für den ist dieser „Eugen Onegin“ ein Muss, wer Oper kennenlernen will, findet hier die beste Gelegenheit. Der Weg nach Nürnberg lohnt, die positive Entwicklung der Staatsoper hält seit einigen Jahren an – und es bleibt zu hoffen, dass der Umzug des Hauses wegen der Sanierung daran nichts ändern wird.

„Eugen Onegin“ ist am Staatstheater Nürnberg zu sehen, Karten: (09 11) 660 69 60 00.

Zwei Söhne und sechs Töchter der Freiheit

Die Ausstellung „Profile“ gibt einen Überblick über das aktuelle Kunstschaffen der Region Regensburg

Von Peter Geiger

Regensburg. Birgit Eiglsperger leitet nicht nur das Institut für Bildende Kunst und Ästhetische Erziehung an der Universität Regensburg: Im Leeren Beutel sprach die Professorin nun bei der Eröffnung der Ausstellung „Profile“.

150 Neugierige haben sich am Freitagabend versammelt, als Eiglsperger in ihrer Einführung auf Friedrich Schiller verweist und dessen berühmtes Wort zitiert, dass die Kunst „eine Tochter der Freiheit“ ist, die ihre Vorschrift von der „Notwendigkeit der Geister“ empfangt – und eben nicht der „Notdurft der Materie“ ausgeliefert sei. Diese Metaphorik



Birgit Eiglsperger und Lena Schabus, Leiter der Städtischen Galerie, haben die Ausstellung „Profile“ kuratiert. Foto: Geiger

einer elterlichen Beziehung, die auch die Notwendigkeit der Weitergabe des generationellen Staffels abfasst, sie passt an diesem Abend deshalb besonders gut ins Bild, weil es sich bei den acht vertretenen Künstlerinnen und ihren bei-

den männlichen Kollegen um das handelt, was im Uni-Jargon Alumni genannt wird – mittlerweile im Berufsleben stehende Hochschulabsolventen also. Der Begriff, der vom Verb für ernähren stammt, findet sich auch in Alma Mater wieder: Die

Universität also lässt ihre Studierenden Honig saugen, der reich ist an historischen Spurenelementen, die zugleich Zukunft ermöglichen.

Lena Schabus, die am Eiglsperger-Lehrstuhl unterrichtet, entwickelt in ihren Fotoarbeiten auf der Basis digitaler Werkzeuge Welten, die sich als Utopien lesen lassen, die keine Versprechen mehr formulieren, sondern ins Dystopische gewendet sind. Zu sehen ist eine ihrer großformatigen, auf durchlöchernte Textur gedruckten Konstellationen, die so einen Schrecken auslösenden Nicht-Ort zeigt. Schabus führt urbane Randgebiete vor Augen, eine Industriegeographie, durchzogen von Schneisen für

Straßen und Bahnlinien und von Inseln für Containerstellplätze und Fabrikhallen. Ein unkontrolliert ins Riesenhafte gewachsenes Konglomerat. Der Vergleich mit einer Krebs-erkrankung drängt sich auf, mit Tochtergeschwulsten und bösartigen Ablegern.

Matthias Weich, seit vier Jahren im Schuldienst, betrachtet die Welt ebenfalls durchs Kameraauge. Seine Funde aber sind realer und deshalb deskriptiver. Die Dinge geraten allerdings immer dann ins Rutschen, wenn er etwa aus dem fahrenden Zug heraus fotografiert und sich angesichts des Tempos konkrete Landschaft in abstrakte Linien verwandelt. Lilly Peithner, die promoviert

und einem Lehrauftrag nachgeht, entwickelt in ihrer Bildhauerei ein Bild unserer Gattung, das sie frisch geschlüpft und in ihrer Insektenhaftigkeit darstellt. Johannes Steubl, der die Radierungen-Werkstatt an der Münchner Akademie leitet, bildet Paare ab: mit seinem Rapidograph, einem schwarzen Tintenstift, der in einer an Barstrichcodes erinnernden Technik intimste Momente festhält. Die Paare feiern ein Liebesfest – und draußen ist Krise. In diesem Dialog mit der Gegenwart beweist eine nachgewachsene Generation von Künstlern eigenes Profil.

„Profile“ ist bis 16. Februar im Leeren Beutel zu sehen.